

Eine Expedition
ins Reich der Sprache
und des Denkens

Geisteswissenschaften und mehr

Wolfgang Steinbrecht

Es ist in der Regel ein Zeichen der Krise, wenn ein gesellschaftlicher Bereich ins Gerede kommt. Über Selbstläufer sprechen wir nicht, man nimmt sie nicht einmal wahr. Erst wenn es im Getriebe knirscht, werden wir aufmerksam. Ein solcher Bereich, der sich seiner Sinnhaftigkeit vergewissern und sich neu positionieren muss, sind die Geisteswissenschaften. In der Schule wird das nicht so deutlich. Die Fachgruppen harmonisieren miteinander. Abgesehen vom Lehrermangel, sind unsere Probleme nicht bereichsbezogen. An der Universität sieht das anders aus. Bologna hat gelehrt, wie sehr die Zukunft des Gymnasiums mit Entwicklungen an der Universität verwoben ist. Dort sind die Geisteswissenschaften in der Defensive.

Ehe man der Frage nachgehen kann, warum das so ist, steht die Klärung an, was Geisteswissenschaften überhaupt sind. Bedeutungen entstehen durch Abgrenzung zu anderen, benachbarten oder entgegengesetzten Begriffen. Ein Fluss ist kein Bach, kein Kanal, kein See. Ein Berg ist kein Hügel und keine Anhöhe. Mit zusammenfassenden Oberbegriffen tun wir uns schwerer. Wovon sind Geisteswissenschaften abgegrenzt? Aus der reformierten gymnasialen Oberstufe sind uns drei Aufgabenfelder geläufig: ein sprachlich-künstlerisches, ein mathematisch-naturwissenschaftliches und ein sozialkundliches, wovon das erste Aufgabenfeld erkennbar den Geisteswissenschaften zugeordnet ist. Die Aufteilung provoziert Fragen. Was hat die Mathe-

matik mit den Naturwissenschaften zu tun, außer dass man sie dort anwendet? Für sich genommen, ist sie eine reine Geisteswissenschaft – eine Wissenschaft mit einer eigenen „Sprache“, die ausschließlich im Kopf stattfindet. Genau so die sozialkundlich eingestufte Geschichte. Sie hat die Aufgabe, Gedächtnis der Gesellschaft zu sein und Vergangenes neu zu deuten – ein geisteswissenschaftliches Anliegen *par excellence*.

Blickverengung

Man kann die Argumentation auch umdrehen und sagen: In die Geisteswissenschaften sind naturwissenschaftliche Methoden der Beobachtung der konkreten Welt längst eingezogen. Sprachlehrer wissen, welche Rolle Statistik und mathematische Modelle bei der Erforschung des Wortschatzes spielen. In der jüngeren Vergangenheit hat hier die Literaturwissenschaft aufgeholt. Neben das sorgfältige, interpretierende, „dichte“ Lesen (*close reading*), das sich notgedrungen innerhalb eines Kanons bewegt und die Masse der Druckerzeugnisse außen vor lässt, tritt im Zeitalter des Computers das distanzierte Lesen (*distant reading*). Literatur lässt sich nun auf Massenbasis „rechnen“. Die *Digital Humanities*, die rechenenden Geisteswissenschaften, versuchen, analog zur Evolution des Wortschatzes die Gesetzmäßigkeiten der kulturellen Evolution herauszufinden. Je mehr man einen Begriff vom Typ der Geisteswissenschaften unter die Lupe nimmt, desto mehr zerfranst er unter den Händen.

Die Geisteswissenschaften sind historisch jung, sie formierten sich im neunzehnten Jahrhundert als Gegenpol zu den Naturwissenschaften, die auf das siebzehnte Jahrhundert zurückgehen und im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert institutionalisiert wurden. Vorher war Wissenschaft eine Einheit, die sich noch in dem Begriff der Universität, der *universitas litterarum* wiederfindet. Damals legten sich die Geisteswissenschaften, angeführt von den Altertumswissenschaften, auf ein historisches, philologisches und literarisches Profil fest. Das wirkt bis heute nach und hat zu einer Blickverengung geführt, die es uns nicht nur schwer macht, Mathematik als Geisteswissenschaft einzuordnen, sondern auch wahrzunehmen, dass beispielsweise die Rechtswissenschaften alle geisteswissenschaftlichen Merkmale aufweisen.

Die bis hierhin aufgebauten Vorbehalte sollte man beim Versuch, den Unterschied zwischen natur- und geisteswissenschaftlichem Selbstverständnis auf eine überschaubare Formel zu bringen, im Hinterkopf behalten. Naturwissenschaftler arbeiten empirisch-experimentell. Ihr Weltbild ist kausal orientiert, sie gehen von Ursache und Wirkung aus. Ein unter gleichen Bedingungen angesetztes Experiment muss immer zu den gleichen Ergebnissen führen. Naturwissenschaftliche Erfolge werden durch kollektiv organisierte Arbeitsvorgänge begünstigt. Die Vergötterung des „Teams“ in der Schulpolitik hat hier ihren Ursprung. Geisteswissenschaften lassen sich nicht so einfach auf eine Formel bringen. Sie sind auf die Lebenswirklichkeit der Menschen bezogen und gelten als Instrument des Erinnerns, Verstehens, Deutens, Vermitteln und Gestaltens. Ihr Erklärungsmodell ist nicht auf Kausalität angelegt, sondern auf das Erkennen von Grund und Folge. Die Gründe, die zu einer gesellschaftlichen Entwicklung geführt haben, wiederholen sich niemals in der glei-

chen Weise. Der Prototyp des Geisteswissenschaftlers ist der Einzelgänger, der Querdenker.

Seht, was wir wissen! Seht, wie ich denke!

Jürgen Mittelstraß hat das in folgendem amüsan überspitzten Bild festgehalten (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 14. Januar 2008): „Wer einen naturwissenschaftlichen Vortrag besucht, auf den geht heute ein Power-Point-Gewitter nieder, vor dem es kein Entrinnen in irgendwelche Nachdenklichkeiten gibt. Daten treten an die Stelle von Gedanken. Alles folgt der Devise: Seht, was wir wissen! Wer hingegen einen geisteswissenschaftlichen Vortrag besucht, wird in verschlungene Denkprozesse geführt, aus denen keine Wege auf festes Land zu führen scheinen. Gedanken treten an die Stelle von Daten und anderen Gewißheiten. Hier folgt alles der Devise: Seht, wie ich denke. Wissen und Denken, wir und ich – als wenn das, wissenschaftstheoretisch fein geschieden, auf ewig getrennt sein müßte.“

Im letzten Satz des Zitats meldet Mittelstraß Zweifel an der definitiven Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften an. Wir müssen uns allerdings nicht nur fragen, ob die beiden Bereiche auf ewig getrennt sein „müssten“, sondern ob und wie weit sie überhaupt getrennt sind. Natürlich gehen Geisteswissenschaftler mit Daten um, und natürlich haben Naturwissenschaften einen hohen Theorieanteil. Es gibt schließlich eine theoretische Physik. Albert Einstein, der nicht im Verdacht steht, ein Geisteswissenschaftler gewesen zu sein, hat gesagt: „Probleme kann man niemals mit derselben Denkweise lösen, durch die sie entstanden sind.“ „Fantasie ist wichtiger als Wissen, denn Wissen ist begrenzt.“ „Eine wirkliche gute Idee erkennt man daran, daß ihre Verwirklichung von vornherein ausgeschlossen erscheint.“

Dieses Plädoyer für das Beschreiten ungewöhnlicher und noch nicht begangener Wege zeigt, wie wichtig auch in den Naturwissenschaften fantasievolles Denken ist. Die auf Unterscheidung der beiden Wissenschaftsbereiche angelegte Definition, die ich versucht habe, ist nicht falsch. Sie entspricht der gängigen Selbst- und Fremdwahrnehmung. Aber sie tritt zu kurz.

„Objektive“ Wahrnehmung?

Denn spätestens hier taucht die Frage auf, wie wir die Welt wahrnehmen, ob wir sie überhaupt „objektiv“ erfassen können. Die Frage ist nicht neu, die Philosophen vergangener Jahrhunderte bis hin zu Platon haben sich damit auseinandergesetzt. Aber die moderne Hirnforschung hat uns zusätzliche Erkenntnisse geliefert. Wir speichern das Bild der Welt nicht einfach wie ein Dia. Die Sinneszellen nehmen keine Bilder auf, sondern erzeugen eine Impulsfolge, die sie an das Hirn vermitteln. Diese Impulse sind nach der Physiologie des Hirns gestrickt und werden nur weitergeleitet, wenn sie den Bedingungen des Hirns entsprechen. Oder anders gesagt: Das Hirn ist ein Apparat, der das Außen nur in dem Maße speichert, wie es in ihn hineinpasst. Es gibt nicht wieder, was außen ist, sondern was es als außen erfährt. Damit ist die Idee einer außersubjektiv beschreibbaren Welt, neurophysiologisch gesehen, eine Fiktion. Die Objektivität der Naturwissenschaften wird also nur im Subjekt als objektiv empfunden. In Wirklichkeit ist sie kulturell bedingt und historisch relativiert. Dieser Bedingtheit nachzugehen ist eine genuin geisteswissenschaftliche Fragestellung. Die Geisteswissenschaften sind hier von vornherein „am Ball“. Ihre Erfahrung mit solchen Fragen ist ein konstitutiver Bestandteil wissenschaftlichen Fortschritts. Natur- und Geisteswissenschaften brauchen einander.

Die wechselseitige Bedeutung der beiden Bereiche bleibt in der Verschieden-

heit begründet. Man muss heute leider hinzufügen: und in der Gleichwertigkeit. Die Freiheit der Wissenschaft, wenn es sie je gegeben hat, ist zur Fiktion geworden.

Bedeutung imaginierenden Denkens

Wissenschaft muss finanziert werden, und da reden die Geldgeber, Politik und Wirtschaft, ein Wörtchen mit. Die Geisteswissenschaften müssen sich fragen lassen, was sie leisten. Sie werden mit der Elle des Nutzens gemessen und, wenn der Nutzen nicht mehr plausibel erscheint, reduziert. Die Frage nach dem Nutzen ist für Geisteswissenschaftler verhängnisvoll. Sie zwingt sie, sich von sich selbst zu entfremden, sich oktroyierten Bewertungskriterien zu beugen und trotzdem nie den Durchbruch zu schaffen, das heißt, zu einem „sich rechnenden“ Bereich der Gesellschaft zu werden. Der Nutzen der Geisteswissenschaften, wenn wir schon das Wort gebrauchen, lässt sich nicht rechnerisch bilanzieren. Geisteswissenschaften verwalten einen kulturellen Raum eigener Dignität, der ökonomisch nicht wahrnehmbar und trotzdem unerlässlich ist, wenn eine Gesellschaft einschließlich der Wirtschaft blühen soll. Sie relativieren die unkritische Prämisse, dass die einzige Orientierungsstrategie des Menschen Kontrolle und Nutznießung seien. Mindestens so wichtig ist ein Denken, das so tut, als ob etwas möglich sei, das nicht möglich ist, und sich vorstellt, es gebe etwas, das es gar nicht gibt, ein Denken mithin, das die konkrete Welt zu einer geistigen Welt, zur Imagination werden lässt.

Die Begriffe des Denkens, seine Methoden und Wege sind nie identisch mit Wirklichkeit. Oft genug befinden sie sich sogar in Widerspruch zu ihr. Dadurch entgrenzen sie die Wirklichkeit, setzen Kräfte zu ihrer Veränderung frei und bereichern das Leben durch Farbe, Glanz, Sinn, Tiefe. Nicht unerwähnt darf in diesem Zusammenhang der zeitgeistbe-

dingte Glaube bleiben, dass Fortschritt und Effizienz nur in der Vernetzung liegen. Ständige Kooperation und Kommunikation führen nicht zwingend zur Problemlösung und Innovation. Mindestens so wahrscheinlich ist, dass durch Vernetzung immer das Gleiche in eine unendliche Zirkulation geschickt wird. Dem stehen die Geisteswissenschaften entgegen. Sie sind per se heterogen und individualistisch. In ihnen hat der unangepasste Mensch die Chance, sich unernetzt einzubringen.

Sand im Getriebe der Diktaturen

Diese Eigenschaft der Geisteswissenschaften macht sie für Diktaturen un bequem. In den untergegangenen Diktaturen des Ostblocks konnte man beobachten, wie speziell die Geisteswissenschaften auf Parteilinie getrimmt wurden und entsprechend verödeten. Das wirkte sich unter anderem in der Schule aus. In der Zeit zwischen dem Mauerfall und der Wiedervereinigung, als Schüler aus der DDR zuhauf in unsere Gymnasien strömten, konnte man das an einem Massenexperiment studieren. In der Regel hatten diese Schüler erhebliche Anpassungsschwierigkeiten im literarischen und fremdsprachlichen Bereich, während sie in den anderen, weniger ideologiebehafteten Fächern problemlos mithalten konnten. Solche Defizite sind der Nährboden für eine Sozialisation der Anpassung an das Kollektiv und des Rückzugs ins Private. Es fehlt das Ferment des geisteswissenschaftlichen Querdenkens. Damit dies recht verstanden wird: Zur Geschichte des Ostblocks gehören unbedingt die Dissidenten. Die Dissidenten der DDR haben schließlich die Mauer zum Einsturz gebracht. Aber die anderen, die Angepassten, gab es eben auch. Mit den daraus resultierenden Folgeschäden haben wir bis heute zu tun.

Man sollte das in aller Demut zur Kenntnis nehmen. Die freiheitliche Bun-

desrepublik Deutschland des einundzwanzigsten Jahrhunderts leistet sich ein Experiment, das ähnliche Folgen haben wird: Bologna. In unserem Zusammenhang ist das Studium in Modulen von Bedeutung. Die Studenten werden in ein Korsett gesteckt, das keinen Ausbruch ins geistige Abenteuer mehr gestattet. Ihre Arbeitszeit ist im Voraus genau berechnet, am Ende des Semesters muss alles auf den Leistungskonten gebucht sein. Zum Abdecken des Lektürepensums wird der Gang in die Universitätsbibliothek entbehrlich. Die Dozenten stellen die zu lesenden Texte ins Internet, filetiert und entgrätet, Fertignahrung statt eigener Recherche. Zukünftige Geisteswissenschaftler werden nicht mehr ohne Weiteres die Fähigkeit mitbringen, reflexiv mit Texten umzugehen, Strukturen und Konzepte schnell zu erfassen und zwischen den Zeilen zu lesen. Der Bologna-Absolvent wird angepasster werden, er wird „funktionieren“. Das trifft die Geisteswissenschaften im Kern ihres Selbstverständnisses. Es wird damit auch unsere zukünftige Lehrerschaft verändern. Der Trend der Zeit hin zum Lehramtsstudium statt des wissenschaftlichen Fachstudiums ist ohnehin seit Jahrzehnten zu beobachten. Bologna hat hier einen rigorosen und möglicherweise irreversiblen Schlusspunkt gesetzt.

Geisteswissenschaften und Schule

Damit ist die Schule in den Blickpunkt gerückt. Es sind folglich Fragen zu diskutieren, die mit dem gymnasialen Bildungsauftrag verknüpft sind (ohne auf didaktische Einzelheiten einzugehen). Es geht weiter um Grundsätzliches. Aber in dem Grundsätzlichen werden Gedanken enthalten sein, die didaktische Konsequenzen nahelegen. Man sollte dabei im Auge behalten, dass die drei Fächer, die als Kernfächer bezeichnet werden – Deutsch, Fremdsprache, Mathematik – mit verschiedenen Begründungen geis-

Die Schauspielerin Nadja Uhl zeigt am 19. Juni 2007 in Berlin mit den Fingern den Buchstaben „V“, der im Hintergrund an der Humboldt-Universität zu erkennen ist.

Der Buchstabe gehört zur Serie der Installationen, die im Jahr der Geisteswissenschaften an öffentlichen Gebäuden angebracht wurden. Das „V“ steht für das Wort „Vorausdenker“.

© picture-alliance/dpa, Foto: Soeren Stache



teswissenschaftliche Fächer sind. In einem weiten Spannungsbogen sollen Probleme und Entwicklungen angesprochen werden, die besonders die Fächer Deutsch und Englisch betreffen, also tief in unseren Kernfachbereich hineinreichen. Wenn hier zeitgeisthörigen Reformern das Feld überlassen wird, sind die Schülerinnen und Schüler wirklich verloren.

Kein Kind bringt bei der Einschulung eine ausgeformte muttersprachliche Kompetenz mit. Die Kompetenz muss die ganze Schulzeit hindurch wachsen und hat in der Regel erst am Ende des zweiten Lebensjahrzehnts einen vorläufigen Abschluss erreicht. Dieser Vorgang vollzieht sich parallel zum Erlernen der Schriftsprache. Die Schriftsprache scheint anfangs die gleiche zu sein wie die gesprochene Sprache. Je mehr man mit ihr umgeht, desto mehr entpuppt sie sich als Sprachform *sui generis*. Im Umgang

mit der geschriebenen Sprache erlernen Kinder und Jugendliche die Hochsprache. Das bedeutet in vielen Gegenden Deutschlands, dass sie vom regionalen Dialekt auf Hochdeutsch umdenken müssen. Aber auch dort, wo zu Hause und auf der Straße – relativ – hochdeutsch gesprochen wird, ist ein Umdenken von der informellen Umgangssprache auf die Hochsprache erforderlich. Dieser Vorgang bedarf einer langen und intensiven schulischen Unterweisung, die Grammatik und Stillehre einschließt. Er setzt daneben privates Lesen voraus. Die Hochsprache erlernt man an Vorbildern. Vorbilder findet man in der Literatur.

Vertieftes Lesen

Mit dem Lesen hapert es bei modernen Jugendlichen. Viele Schüler stammen nicht mehr aus bildungsbürgerlichen Elternhäusern, wo die Eltern selbst zum

Vergnügen lesen und wo die Kinder im elterlichen Bücherschrank fündig werden können. Dazu kommen Fernsehen und Internet. Die im Internet herausgefischten Texte werden als Häppchen vernascht. Ein Lesen, das Hochsprache vermittelt, findet dort nicht mehr statt. Es ist ein scannendes, informationsverarbeitendes Lesen, zu dem die Informationsflut des Alltags drängt und das vom vertieften Lesen qualitativ abgesetzt ist. Auf das vertiefte Lesen kommt es aber an. Lesen ist im menschlichen Gehirn nicht, wie Hören und Sehen, genetisch vorgegeben. Für das Lesen müssen bisher unbundene Gehirnanareale auf völlig neue Weise verknüpft werden. Wenn das geschieht, kann der Leser auf der intellektuellen Ebene über sich hinauswachsen. Er kann sich in eine fremde Gedankenwelt hineinversetzen, sich Vorstellungen hingeben, die man im alltäglichen Leben nicht riskieren würde, und das Gelesene zur Projektionsfläche eigener Gedanken machen. Das funktioniert aber nur, wenn er nicht am Text kleben bleibt. Nur der flüssige, geübte Leser kann seinen gedanklichen und emotionalen Reichtum voll entfalten. Der Deutschunterricht steht hier vor einer riesigen Herausforderung. Trotz der Übermacht der Bilder, trotz der Verlockungen des Internets und der Computerspiele bleibt es seine vornehme Aufgabe, die Schüler ans Lesen heranzuführen und so den Reichtum der eigenen Kultur wenigstens andeutungsweise zu vermitteln.

Sprache formt das Denken

Der Ausgangspunkt dieser Überlegungen war die Hochsprache. Sprache ist mehr als ein „Werkzeug“. Sie formt das Denken. Aus den Vorgaben unserer Sprache können wir nicht ausbrechen. Die Russen sehen in dem, was wir als blau bezeichnen, zwei Farben, weil sie dafür zwei Worte haben. Umgekehrt fehlte auf ihrer ursprünglichen Farbskala das

Braun. „Zimtfarben“ kam erst als historisch späte Ergänzung dazu, so wie bei uns „violett“, „orange“ oder „rosa“. Die Deutschen unterscheiden zwischen Bildung und Erziehung, was in einigen Nachbarsprachen nicht möglich ist, und so weiter in der ganzen Breite der Begriffe. Dazu kommen spracheigene Bedeutungsnuancen, Konnotationen, Metaphern und metaphorische Umdeutungen, Wortspiele, Verkleinerungen und Verniedlichungen, Steigerung und Intensivierung des Ausdrucks, die eine ganze Gefühlsskala steuern und unser Denken auch emotional bestimmen. In diesem Sinn ist unsere Hochsprache, die hundert Millionen Deutschsprechende vereint, ein hochrangiges Kulturgut.

Die Hochsprache war lange Zeit auch die Sprache der Wissenschaft. Der Weg zur Wissenschaftssprache Deutsch war dornig und langwierig. Im fünfzehnten Jahrhundert fing man an, Volkssprachen in Wissensgebieten zu verwenden, die bis dahin nur auf Lateinisch zugänglich waren. Man musste Wortimport betreiben und Verdeutschungen erfinden. Ab dem sechzehnten Jahrhundert gab es erste tastende Versuche, an den Universitäten auf Deutsch zu lesen. Im achtzehnten Jahrhundert gingen in ganz Europa die Wissenschaften zu den Nationalsprachen als Wissenschaftssprache über. Es ist kein Zufall, dass das klassische Zeitalter der deutschen Philosophie und Literatur zwischen 1780 und 1830 auch den Durchbruch der Wissenschaftssprache Deutsch mit sich brachte. Im neunzehnten Jahrhundert galt das Deutsche neben Französisch und Englisch als Weltsprache der Wissenschaften. Im zwanzigsten Jahrhundert ging es mit der Weltsprache Deutsch bergab. In diesem Jahrhundert sind die deutschen Universitäten durchangliert. Ein beachtlicher Teil der Vorlesungen findet auf Englisch statt. In 250 von insgesamt 1976 Master-Studiengängen ist Englisch die alleinige Unterrichts-

sprache. Wissenschaftliche Tagungen mit ausschließlich deutschen Teilnehmern werden komplett auf Englisch durchgeführt. Dasselbe gilt für Forschungsanträge und Begutachtungen, besonders wenn „Exzellenz“ im Spiel ist. Wissenschaftliche Veröffentlichungen sind ohnehin englischsprachig. In manchen Fächern sind Lehrbücher und Überblicksdarstellungen in deutscher Sprache rar geworden. Die Politik hat mächtig mitgeholfen, die deutschen Universitäten zu „internationalisieren“.

Sprache als Machtinstrument

Einer der Gründe dafür ist der verständliche Wunsch der Wissenschaftler, mit wissenschaftlichen Termini zu arbeiten, die auf der ganzen Welt in der gleichen Weise verstanden werden. Dass daneben das internationale Renommee bedacht wird, ist ebenfalls nicht verwerflich. Aber der entscheidende Grund liegt darin, dass im neunzehnten Jahrhundert, das auch das Jahrhundert des Imperialismus war, Sprache als Machtinstrument eine Rolle zu spielen begann. Die Durchsetzung der sprachlichen Vorherrschaft wurde zum Mittel, die Weltherrschaft zu festigen. Die Engländer waren darin Meister. Die Franzosen folgten ihnen auf den Fersen. Einen ersten Einbruch für das Deutsche gab es am Ende des Ersten Weltkriegs. Die Sprache des besiegten Landes wurde zur „Feindsprache“ erklärt.

Das nationalsozialistische Regime vervollständigte den Ruin. Der Statusverlust des Deutschen seit 1945 wirkte sich nicht nur international aus, sondern schlug auch voll nach innen durch. In Serien von Spielfilmen wurde der Welt ein Befehlston deutscher Offiziere eingebläut, der das Deutsche als „gebellte“ Sprache erscheinen ließ. Dieser veränderte Bezug zur Muttersprache, so Jürgen Trabant, hat eine „Sprachschaam“ erzeugt, deren Langzeitwirkung wir erst jetzt allmählich begreifen. Die besondere Folgsamkeit, mit

der die Deutschen zum „Globalesisch“, dem globalen Englisch, überwechselten, hat auch damit zu tun, dass sie ihre eigene Sprache für kontaminiert hielten. 1973 verzichtete Bonn ohne Not auf den Status von Deutsch als Arbeitssprache der EU. 1990, als das noch immer besser Deutsch als Englisch sprechende Osteuropa die europäische Bühne betrat, sprach Deutschland nicht Deutsch mit ihm, sondern Englisch.

Sprachschaam und Einwanderungspolitik

Die Sprachschaam hat über die Jahrzehnte verhindert, dass Deutschland eine sinnvolle Einwanderungspolitik betrieb. Die Einwanderer galten zunächst als „Gäste“. Als sich herausstellte, dass sie dauerhaft bei uns blieben, wurde Multikulturalismus zelebriert. Im März 2002, als Sigmar Gabriel ein kurzes Gastspiel als niedersächsischer Ministerpräsident gab, war im Parteiprogramm der SPD folgender Passus über die Grundschule zu lesen: „Kinder mit einer anderen als der deutschen Herkunftssprache bringen vielfältige sprachliche und kulturelle Kompetenzen mit, die von der ersten Klasse an gefördert und unterstützt werden müssen. Ihre Mehrsprachigkeit und kulturelle Vielfalt wird als Bereicherung in die interkulturelle Gestaltung des Schullebens integriert, um die Kompetenzen aller Kinder zu stärken.“ Was hier als Bereicherung deklariert wurde, war in Wirklichkeit ein gezielter Teilverzicht auf die Vermittlung der deutschen Hochsprache. Die Gutmenschen überboten sich in Aufgeschlossenheit gegenüber fremden Kulturen unter Zurückstellung der eigenen. Assimilation war ein Unwort. Deutsch galt als Gebrauchsgegenstand ohne weiteren kulturellen Wert. In der allerletzten Zeit hat ein zaghaftes Umdenken begonnen, nicht genug, um die Fehler der Vergangenheit auszubügeln.